

Klaus Franken

Mit dem Rücken zur Wand? Mit dem Rücken zur Wand!

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,

1. Welche Antwort ergäbe eine anonyme Meinungserhebung zu der Frage: Fühlen Sie sich den derzeitigen Anforderungen / Herausforderungen / Zumutungen an Ihre Bibliothek gewachsen und glauben sie, dass Sie diese voll im Griff haben?
2. Meine Prognose zur Antwort ist: Die Mehrheit der befragten Bibliothekare, auch und gerade derjenigen aus der Leitungsebene, wird Probleme haben, hierzu mit Überzeugung zu sagen: Ich hab's voll im Griff!

Die Bibliotheken stehen in mancherlei Bereichen mit dem Rücken zur Wand. Sie müssen sich mit schwierigen Sachverhalten auseinandersetzen, und Entscheidungen reichen oftmals weit in die Zukunft hinein, ohne die Zukunft genau einschätzen zu können. Ich will im folgenden zunächst versuchen, dies anhand von Beispielen zu belegen. Im zweiten Teil möchte ich einige Überlegungen vorstellen, wie wir da herauskommen könnten.

Zunächst drei Binsenwahrheiten

1. Die Bibliotheken befinden sich im Umbruch und das nun schon einige Jahre lang.
2. Es ist kein Ende des Umbruchs absehbar.
3. Niemand weiß halbwegs sicher, ob alle oder nur manche oder die meisten der heutigen Bibliotheken den Umbruch überstehen und wie dann diese Bibliotheken aussehen werden.

Alle drei Binsenwahrheiten, die sich um weitere vermehren ließen, erzeugen objektive und subjektive Unsicherheit beim Planen und Entscheiden. Die Unsicherheit erzeugt Stress, und zuviel Stress ist für schwierige Umbruchphasen schädlich.

Spannungsfelder

In der Umbruchssituation der Bibliotheken gibt es besondere Spannungsfelder, von denen ich einige mir wichtig erscheinende benennen will:

1. Es besteht ein Spannungsfeld zwischen wachsenden und heterogener werdenden Anforderungen der Benutzer an die einzelne Bibliothek und stagnierenden, zumeist jedoch reduzierten Ressourcen, sowohl auf dem personellen Sektor als auch bei den Sachmitteln. Zu den Sachmitteln zähle ich neben den üblichen Literaturmitteln auch die EDV-Ausstattungen und die Baumittel.
2. Es besteht ein Spannungsfeld zwischen dem, was wir „Bestandsbibliothek“ nennen, und dem, was wir als „Holbibliothek und just in time-Bibliothek“ bezeichnen. Die Abgrenzung, die es schon immer gab, weil kaum eine Bibliothek allein aus eigenem Bestand die Bedürfnisse ihrer Klientel befriedigen kann, muss neu definiert werden. Das hat vordergründig nur

finanzielle Aspekte, denn hätten die Bibliotheken mehr Geld, dann ginge es ihnen ja besser und sie könnten Bestandsbibliothek bleiben – so könnte man glauben. Aber was ist, wenn die Finanzlage sich nicht bessert? Was ist, wenn die Beschaffung aus anderen Bibliotheken sehr schnell ist und für Benutzer bequemer als die Beschaffung aus der für sie zuständigen Bibliothek? Was ist, wenn die Benutzer sich an der zuständigen Bibliothek vorbei aus anderen Quellen versorgen?

3. Bibliotheken sind auf der einen Seite kulturelle Einrichtungen mit vielfachen Erscheinungsbildern und auf der anderen Seite Serviceeinrichtungen, vergleichbar mit Supermärkten, aus denen sich die Benutzer bedienen, solange die Artikel vorhanden und nicht verschlissen sind. Sie sind umsatzorientiert, weil sie ihren Finanziers Rechenschaft über den Nutzen der investierten Mittel ablegen müssen.
4. Die Datenverarbeitung und das Internet haben die Angebote aller Bibliotheken an die Benutzer erheblich verändert, aber auch die Erwartungen und Anforderungen der Benutzer an die Informations- und Literaturversorgung. Für viele Wünsche und Dienste muss ein Benutzer nicht mehr in „seine“ Bibliothek gehen. Teile der Bibliotheksbenutzung sind nicht mehr an einen bestimmten physischen Ort, das Gebäude der Bibliothek gebunden, auch nicht an begrenzte Nutzungszeiten. Diese Benutzung spielt sich in den Netzen ab. Man kann und muss noch einen Schritt weiter gehen: Wird in absehbarer Zeit die bisherige Bindung von Benutzern an eine bestimmte Bibliothek womöglich aufgelöst? Benutzer versorgen sich dort, wo ihre Wünsche am schnellsten oder mit der besten Betreuung erfüllt werden oder wo es am billigsten ist.
5. Und ein letztes Spannungsfeld, das ich benennen will, sind die Anforderungen an die organisatorischen und personellen Strukturen in den einzelnen Bibliotheken, die einerseits wie Behörden organisiert sind (vielleicht sogar sein müssen) und andererseits nach außen Dienstleister sein sollen und zumeist auch wollen.
6. Jedes dieser Spannungsfelder hat eine Fülle von Facetten, auf die ich nicht eingehen kann, die aber zeigen, dass es schon recht komplexe Probleme sind, mit denen wir uns herumschlagen müssen.

Wie gehen wir derzeit mit solchen Problemen um?

Ich will Ihnen im folgenden anhand einiger Beispiele zu zeigen versuchen, wie ich den Umgang mit vielen Problemen des Bibliothekswesens empfinde. Das ist eine zugegebenermaßen persönliche Sicht. Wenn Sie bei meinen Beispielen für sich feststellen, dass für Sie das kein Problem ist, dann beglückwünsche ich Sie – Sie sind dann bereits da, wo ich noch hinmöchte. Im übrigen bitte ich um Nachsicht, wenn ich meine Beispiele stark vereinfache und wenig differenziere.

- Beispiel 1: Wenn Personalstellen gekürzt werden sollen, dann ist der erste Reflex von Bibliothekaren zumeist der, die Benutzungsdienste einzuschränken, am besten die Öffnungszeiten. Denn wenn wir dort kürzen, werden sich die Benutzer am ehesten artikulieren und protestieren, und dann kann die Kürzung abgewendet werden – dies ist die Hoffnung der Bibliothekare. Ist sie in der Vergangenheit erfüllt worden? Meines Wissens eher nicht, aber darüber wird unter uns geschwiegen, weil es den betroffenen

Bibliotheken peinlich ist. Eine offene Diskussion über den Umgang mit solchen Problemen fehlt.

Eine Leitungsperson befindet sich in solchen Fällen in einer zweiseitigen Verantwortung, den Benutzern gegenüber, aber auch gegenüber den eigenen Mitarbeitern. Soll die Leitung ihnen mehr Arbeit aufladen? Soll sie die vielbesagte Nutzerorientierung hausintern auch gegen Widerstände durchsetzen? Einfacher scheint es zu sein, wenn sich die Leitung auf die Kürzungsentscheidung vorgesetzter Dienststellen beruft und die Verantwortung von sich abwälzt. Damit geraten wir jedoch in ein nächstes Problem hinein.

Wir alle wünschen, dass uns die vorgesetzten Dienststellen (zumeist Universitätsleitungen oder Ministerien) nicht ständig in das Geschäft hineinreden – wie es bekanntlich häufig der Fall ist. Es gibt dagegen durchaus Lösungen. Sie lauten „Neue Steuerungsinstrumente“, „Zielvereinbarungen“ und „Budgetierung“, um einige zu nennen. Wenn Sie sich darauf einlassen, denn die gewonnene Autonomie ist ja durchaus verlockend, so handeln Sie sich aber auch die Kehrseite ein: Sie bekommen im Idealfall einen einzigen Globaletat für Personal- und Sachausgaben. Jetzt müssen **Sie** wirtschaften und wenn die Leistung der Bibliothek nicht gut ist, haben Sie keinen mehr, dem Sie die Verantwortung zuschieben können. Zumeist haben wir nicht gelernt damit umzugehen, so dass es gerade für Leitungspersonen schwierig wird.

Für einen Globaletat zahlt die Bibliothek auch einen Preis: In der Regel ist der Globaletat nur um den Preis einer Minderung der Mittel, also einen reduzierten Finanzsockel zu bekommen. Soll man deshalb darauf verzichten?

Angenommen, die Bibliothek hat die oben genannte erste Stellenkürzung ad hoc organisatorisch bewältigt, sogar ohne die Öffnungszeiten zu kürzen: Lläuft sie dann nicht Gefahr, dass erneut auf ihre Stellen zugegriffen wird, denn sie hat ja den „Nachweis“ geführt, dass es auch mit weniger geht. Wird die Bibliothek so Gefangene ihrer Leistungsfähigkeit? Welche der beiden Alternativen gewählt wird, jede ist irgendwie problematisch.

- Beispiel 2: Wie wir alle wissen, müssen die Bibliotheken aus finanziellen Gründen Zeitschriften in großem Umfange abbestellen, und das, obwohl immer noch neue auf den Markt kommen. Das ist für Bibliothekare misslich. Frage: Wie misslich ist das eigentlich für Wissenschaftler? Wenn Sie nämlich einmal – ich habe es für die eigene Universität getan – sich die Rankings der Fachbereiche, gerade im Bereich der Forschung, anschauen und feststellen, dass immer noch hohe und höchste Plätze erzielt werden, obwohl der Zeitschriftenbestand gegenüber früher halbiert ist und die absolute Zahl der laufenden Abos wirklich gering ist, dann muss einem der Gedanke kommen, dass gute Forschungsergebnisse mit dem lokalen Zeitschriftenbestand nicht so viel zu tun haben, wie a) Wissenschaftler es sagen und b) Bibliothekare es glauben. Was folgt daraus?
 - a. Wir müssten darüber diskutieren, welchen Wert eigentlich ein lokaler Zeitschriftenbestand heute noch hat. Das kann für uns Bibliothekare schmerzhaft enden, denn ein Teil des Renommees unserer

Bibliotheken wird über die Zahl der laufenden Abos und die Ausgaben dafür definiert. Auch Arbeitsplätze hängen an der Zahl der Abonnements.

- b. Wir alle wissen, dass Zeitschriftenbestände in manchen Fächern im Durchschnitt recht schnell veralten. Dennoch kenne ich fast keine größere Bibliothek, die systematisch ältere Bestände, die sie nur in einem Exemplar besitzt – oftmals sorgfältig gebunden und wenig benutzt – entsorgt. Welchen Einfluss haben beispielsweise Angebote wie JSTOR und Digizeitschriften auf die lokalen Sammlungen? Wegwerfen müsste man die Originale! - Wir haben vielerlei Argumente, das nicht zu tun. Ich will sie nicht wiederholen, weil sie bekannt sind. Dazu gehören auch die unausgesprochenen: Wie bereits gesagt, definiert sich die Bedeutung einer Bibliothek wesentlich über den Umfang des Bestandes – die Personalausstattung der Bibliothek und die Bezahlung des Direktors übrigens auch. Nach den derzeitigen Beurteilungsmaßstäben verhalten wir uns richtig. Vielleicht passen die Maßstäbe aber nicht mehr zu den Entwicklungen und heutigen Möglichkeiten. Spätestens, so ist meine Prognose, wenn den Bibliotheken im Rahmen der Kostenleistungsrechnung die Rechnung für die Lager- und Verwaltungskosten wenig oder nicht genutzter Bestände präsentiert wird, werden wir wohl umdenken müssen.
- Beispiel 3: Nun zu den Altbeständen, und um nicht gleich missverstanden zu werden: Es geht mir nicht um Unikate und seltene Werke, nicht um die Bestände des 16. bis 18. Jahrhunderts, es geht mir um die Massensliteratur, die es ab der Mitte des 19. Jahrhundert gibt und die die Masse der sog. Altbestände bildet. Seit Jahren bemühen sich die Bibliotheken um Mittel, solche Bestände zu entsäuern, zu reparieren, zu verfilmen und neuerdings zu digitalisieren. Und das in einer Zeit, in der uns die Mittel für Neuanschaffungen fehlen. Warum ist es so schwer, sich darauf zu verständigen, dass einige wenige Bibliotheken ihre Originale tatsächlich erhalten und die übrigen Bibliotheken sie zerbröseln lassen, ohne zu klagen und an die Öffentlichkeit zu gehen. Denn wenn sie klagen, so ist die meistgenutzte Begründung dafür, es handle sich um „Kulturgut“. Damit kann man zwar im Einzelfall, und dafür gibt es löbliche Beispiele, die Öffentlichkeit mobilisieren und Geld einwerben, aber als Nebeneffekt wird damit bei den Bürgern und auch bei den Entscheidungsträgern das Klischee bedient, dass Bibliothekare eigentlich nur alte Bücher lieben, solche, die niemand täglich braucht oder brauchen kann. Unsere eigentlichen Probleme und Aufgaben liegen nicht bei den Altbeständen.
 - Beispiel 4: Seit recht kurzer Zeit erst ist das Ranking und die Bildung von Leistungsindices auch für Bibliotheken auf den Markt gekommen. Ich frage mich, warum ein Instrument wie der BIX-WB nicht aus der Initiative der wissenschaftlichen Bibliotheken entstanden ist, sondern durch die Bertelsmann-Stiftung vorangetrieben wurde. Und ich frage mich weiter, warum nicht sofort alle Bibliotheken daran teilgenommen haben. Ist es die Sorge vor „schlechtem“ Abschneiden, was immer man unter „schlecht“ versteht? Haben wir die Sorge der Transparenz oder Blamage gegenüber den Berufskolleginnen und Kollegen oder gegenüber den vorgesetzten Einrichtungen, wie den Universitätsleitungen oder Ministerien? Erkennen wir

nur die tatsächlichen oder möglichen Probleme von Rankings, statt die Chancen zu sehen? Wird der BIX-WB nur wie viele andere Veränderungen als Bedrohung, als Übel gesehen?

- Beispiel 5: Ich will noch etwas nennen, über das zu diskutieren uns Bibliothekaren sehr unangenehm ist: Wem gehört der Literaturretat einer Bibliothek? Selbstverständlich der Bibliothek, werden die meisten sagen, denn das ist ja die Grundlage ihrer Existenz. Schlimm genug, dass immer wieder Diskussionen über die Frage geführt werden, wer das Recht hat zu bestimmen, was angeschafft wird. Dieses Problem wird in jüngerer Zeit auch anders angegangen: Die Mittel bekommen diejenigen in die eigene Verantwortung, die die Literatur und Informationen brauchen – und das sind die Wissenschaftler in den Universitäten (Ich nehme die Studierenden und die Externen heraus, denn sie spielen hier keine so große Rolle). Wenn also die Wissenschaftler über die Mittel verfügen sollen, die nach irgendwelchen Regeln auf Fächer oder Personen oder Lehrstühle usw., für alle denkbaren Zwecke aufgeteilt werden, dann können diese Benutzer entscheiden, auf welchem Weg sie ihre Bedürfnisse decken wollen und was ihnen wie wichtig im Verhältnis zu konkurrierender Bedürfnisse ist. Das könnte sein ein Auftrag an die UB zur Beschaffung, wenn das schnell genug geht und das Buch längerfristig benötigt wird, das kann sein ein Auftrag über die Fernleihe, wenn man es preiswert und leidlich schnell bekommt, das könnte eine Direktbestellung über einen Dokumentlieferdienst sein, schon teurer, aber wohl auch schneller. Schließlich – um als Beispiel einen aktuellen Zeitschriftenaufsatz zu nehmen – pay per view beim Verlagsserver, sehr schnell und sehr teuer. Müssten wir nicht darüber offen und öffentlich diskutieren, statt die Hände abwehrend zu heben und den Untergang der Bibliotheken zu beschwören. Man kann solchen Überlegungen auch positive Seiten abgewinnen, z.B. Versorgung direkt am aktuellen Bedarf orientiert – das müsste doch der Traum eines jeden Bibliothekars sein, der benutzerorientiert handeln will. Denn ich wage eine Prognose: Wenn die Mittel noch knapper werden, dann wird der Druck auf die Verfügungsbefugnis noch größer, und jede vermeintliche oder tatsächliche Fehlentscheidung über Beschaffungen, die von Bibliothekaren veranlasst wurden, wird unter dem Etikett der Inkompetenz der Bibliothekare diskutiert. Das gleiche Übel droht den Bibliotheken jedoch auch dann, wenn sie für ihre Benutzer nicht schnell genug und nicht individuell genug die benötigten Materialien heranschaffen – dann koppeln sich die Wissenschaftler ab, gehen informelle Wege und hinterfragen bei unpassender Gelegenheit, warum eigentlich so viel Geld in die Bibliothek investiert wird, die sie doch gar nicht mehr nutzen.
- Und als letztes Beispiel will ich die Ausbildung für den bibliothekarischen Nachwuchs nennen: Jahrelang haben viele Bibliothekare gegen die verwaltungsexterne Ausbildung gekämpft, weil sie die verwaltungsinterne für besser hielten, denn nur dann würden die Anwärter bedarfsgerecht ausgebildet werden. Die Ministerien und die Fachhochschulen setzten sich letztlich durch. Ich kann nicht erkennen, dass sich die Qualität der Absolventen verschlechtert hat – im Gegenteil. Ähnliches scheint sich auch beim höheren Dienst zu entwickeln – aber immer noch halten viele eisern an der Referendarausbildung als einzigem Zugang zum Beruf fest. Auch dies ist ein Bereich, in dem wir uns der anstehenden Diskussion nicht stellen, die

Änderungen kaum mitgestalten und so in absehbarer Zeit vor vollendete Tatsachen gestellt werden, wenn die Länder die Ausbildung im Referendariat kippen, so unsachgemäß die Motive aus sein mögen.

Was haben die soeben geschilderten Probleme gemeinsam: Es wird darüber nicht oder nur in geringem Maße offen bzw. berufsöffentlich diskutiert. Es wird versucht, diese Probleme, die viele von uns ahnen und manche wissen, zu verdrängen und sie zu ignorieren, in der trügerischen Hoffnung, dass nichts von dem eintreffen wird, was sein könnte.

Was müssten und könnten wir nach meiner Ansicht tun? Ich will zwei Bereiche voneinander trennen, obwohl sie miteinander zu tun haben.

Die eine Frage ist: Was kann und soll die einzelne Bibliothek tun?

Die andere Frage ist: Was können die Bibliotheken, seien es mehrere oder alle, tun?

Was kann die einzelne Bibliothek tun?

- Die einzelne Bibliothek muss sich entscheiden, ob sie künftig das gesamte Leistungsspektrum für Benutzer anbieten will oder ob sie sich nicht besser auf Schwerpunkte konzentriert. Beispiel: Meine Bibliothek hat die kulturellen Aspekte von Bibliotheksarbeit praktisch eingestellt, und als Archivbibliothek verstehen wir uns auch nicht, wir sind Gebrauchsbibliothek.
- Die Verknappung der Ressourcen, vor allem auf dem Personalsektor, bietet die Chance, alles, was man bisher tat, kritisch zu hinterfragen und alles, was entbehrlich ist, einzustellen. Beispiel: Die UB Tübingen hat das SSG Südasien aufgegeben, und es fand in Heidelberg eine angemessene neue Bleibe.
- Konzentration auf das Kerngeschäft, das man allerdings definieren muss. Es ist besser, nur das Kerngeschäft zu leisten, das aber exzellent, als alles zu machen, aber alles nur durchschnittlich.
- Jede Bibliothek muss sich dazu durchringen, nicht so sein zu wollen wie viele andere, die ebenfalls Universitätsbibliothek heißen.
- Nichts selbst machen, was man einkaufen kann – warum sollen nicht Wachfirmen die Zugangskontrolle zu Bibliotheken übernehmen? Zu den verdeckten Kosten des eigenen Personals, das man einsetzt, gehören nämlich die Organisationskosten, und die sind hoch. Anderes Beispiel: Wie teuer sind Hausbuchbinderein wirklich, und kann man sie nicht durch gewerbliche Buchbinder weitergehend als heute ersetzen? Oder: Warum soll nicht eine Bibliothek die Informations- und Literaturversorgung für das Fach Physik komplett bei der TIB zu einem Preis einkaufen, der niedriger liegt als der eigene Aufwand, der allerdings bei korrekter Rechnung mehr umfasst als nur die Ausgaben für Monografien und Zeitschriftenabonnements.
- Dienstleistungen noch konsequenter als bisher von den Nutzern her denken; Voraussetzung dafür aber ist das Wissen, was Benutzer eigentlich wollen. Dazu muss ständiger und enger Kontakt zu den Benutzergruppen gehalten werden. Und wenn bei Umfragen als dringlichster Wunsch die Verlängerung von Öffnungszeiten kommt, dann muss dieser Wunsch auch erfüllt werden – sonst fühlen sich die Benutzer nicht ernst genommen. Dann wäre es noch ehrlicher, die

Änderungswünsche hinsichtlich der Öffnungszeiten gar nicht zu erfragen – obwohl das auch nicht gut ist.

- Bei einigen der unangenehmen Probleme sollte das auf den ersten Blick Undenkbare in Ruhe und in aller Konsequenz zu Ende gedacht und diskutiert werden. Beispiel: Zusammenlegung von RZ und Bibliothek. Oder anderes Beispiel: Was bedeutet es, wenn die Wissenschaftler der STM-Fächer die lokale Bibliothek tatsächlich kaum mehr brauchen?
- Wenn eine einzelne Bibliothek mit diesen Fragen Probleme hat, empfiehlt es sich, Rat von außen zu holen – seien es geeignete Kollegen, Unternehmensberater oder Coaches usw. Das ist besser als zu warten, bis einem der Unterhaltsträger diese Leute ins Haus schickt – dann steht man bereits mit dem Rücken zur Wand. Dieser Prozess der Standortbestimmung und der Neuorientierung ist zwar mühsam, aber er zahlt sich aus.
- Neuen Ideen auf den Grund gehen und prüfen, ob man für die eigene Bibliothek daraus etwas machen kann. Beispiel: Google will in größtem Stile Bibliotheksbestände digitalisieren – die falsche Frage dazu ist, ob dadurch die Bibliotheken, in ihrer jetzigen Form wohlgemerkt, gefährdet werden. Die zu diskutierende Frage ist, was kann man dem für die eigene Bibliothek positiv abgewinnen?
- Wir sollten aufhören, über unsere jeweils schlechte Lage zu jammern – stattdessen unsere Leistungen hervorheben. Es hat sich in den letzten Jahren viel an positiven Veränderungen getan, aber wir haben es noch nicht erreicht, dass die Bibliotheken mit diesen Leistungen ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gedrungen sind.
- Und zum Schluß: Es ist oftmals sinnvoller, eine Veränderungsidee in der einzelnen Bibliothek praktisch auszuprobieren, als zu lange alle denkbaren Aspekte mit allen möglicherweise betroffenen anderen Bibliotheken und Einrichtungen zu diskutieren.

Was können die Bibliotheken in ihrer Gesamtheit tun?

- Sie sollten nicht versuchen, Gemeinsamkeiten herzustellen, wo die Basis dafür nicht vorhanden ist. Alle Beschlüsse unserer Gremien – soweit sie überhaupt verbindliche Beschlüsse fassen können - taugen nichts, wenn die Teilnehmer oder einzelne sich nicht daran halten oder halten können.
- Die Bibliotheken sollten sich bei gemeinsamen Anliegen nicht auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner einigen, mit dem keiner zufrieden ist. Es ist besser festzustellen, dass ein Dissens besteht, und man lässt diesen bestehen, so dass jede Bibliothek frei in der Wahl des eigenen Weges ist.
- Die Bibliotheken sollten Konkurrenz untereinander zulassen und sogar unterstützen, das verbessert die Leistungen mehr, als wenn Schongebiete eingerichtet werden. Beispiel: Als subito-Lieferbibliothek habe ich erlebt, wie die Schnelligkeit der Erledigung von Aufträgen von anfangs im Durchschnitt rund 60 Stunden bei 25 Lieferbibliotheken inzwischen auf unter 30 Stunden bei etwa 35 Lieferbibliotheken geschrumpft ist. Grund für die Verbesserung ist vor allem, dass alle Lieferbibliotheken in offener Konkurrenz zueinander stehen und jeder die Leistungsdaten der anderen Partner kennt. Die Konkurrenz hat auch die Folge, dass meine eigene Bibliothek von früheren Spitzenplätzen ins Mittelfeld abgestiegen ist – das kann ich aber ertragen, weil die Leistung, die die

Bibliotheken insgesamt erbringen, deutlich besser geworden ist und das Mittelfeld heute so gut ist wie ein Spitzenplatz vor wenigen Jahren.

- Einzelne Bibliotheken sollten sich Partner für Kooperationen so suchen können, wie sie es für richtig halten, und nicht durch Zugehörigkeit zu Regionen usw. in Zwangskooperationen gezwungen werden. Die zunehmende Autonomie der Hochschulen ist womöglich eine Chance, die es bei der früheren Unterstellung unter die Wissenschaftsministerien nicht gab.
- Und ein Letztes: Herr Dr. Eichert, ehemaliger Vorsitzender des DBV, forderte, dass wir die „Bilder in den Köpfen der Entscheidungsträger, die sie von Bibliotheken haben“, austauschen müssen gegen gültige Bilder. Wir selbst dürfen dann aber nicht wieder zurückfallen in die alten Bilder.